

an und endlich auch reif für den Tonträger.

Daß Bulva mit seiner extravaganten Normalität die meisten Klavier-Schwelger vor den Kopf stößt, hat ihn bislang nicht mutlos gemacht. Zumindest bei jenem Publikum, das nur hören will, was in den Noten steht, hofft er, auf Dauer Anklang zu finden – ähnlich „wie im ersten Teil meiner Karriere“.

Bevor sich Bulva, Sohn eines Versicherungsdirektors aus Brünn, 1972 aus der CSSR in den Westen absetzte, war er im Ostblock Liebling am Klavier. Mit 13 Debütant, mit 22 „Staatssolist“.

Obwohl nie Mitglied der KPČ, bekleidete er jede Menge einflußreicher Ämter, fuhr italienische Rennwagen, wohnte auf einem Schloß, besaß eine Datscha und hatte einen für viele Beobachter verdächtig guten Draht in höchste Part Kreise. Oldřich Černík, der tschechoslowakische Ministerpräsident während Dubčeks Prager Frühling, fungierte als sein „Pflegevater“, bei Dubčeks Nachfolger Gustáv Husák war er häufiger Gast, sogar zu dem Moskauer Chef-Ideologen Michail Suslow hatte er beste Beziehungen.

Doch um „eines Tages vielleicht in die Fußstapfen von Horowitz und Rubinstein treten zu können“, schien Bulva ein Wechsel in den kapitalistischen Musikbetrieb sinnvoller als ein enges Verhältnis zu kommunistischen Machthabern.

Aber die musikalische Konsumgesellschaft des Westens war nicht sonderlich erpicht auf den Emigranten, der es daheim so merkwürdig gut mit der Partei gekonnt hatte und sich am Klavier auch noch als Extremist einer neuen Sachlichkeit aufspielte. Bulva war wenig gefragt und kam ins Gerede: Sein zeitweilig luxuriöser Lebensstil, sein Hang zu den größten Autos, die schleierhaft scheinenden Aktivitäten der von ihm gegründeten Firmen „Arteus“ GmbH in München und „Nexus“ AG in Luxemburg, seinem heutigen Wohnsitz, nährten den Verdacht, bei dem Pianisten ginge es nicht mit rechten Dingen zu.

Nach dem Bankrott der Schallplatten- und Abschreibungsgesellschaft „Orfeo“, der Bulva ein „sechstelliges Darlehen“ und eine Bürgschaft von einer halben Million Mark gegeben hatte, ließen sich die Lästermäuler überhaupt nicht mehr stopfen.

Bulva hat es mittlerweile satt, „auf all den Unfug zu reagieren“. Er habe, natürlich, „Geschäfte betrieben und Gewinne gemacht“, das sei „wohl nicht verboten“.

Verboten nicht, aber aufreibend, denn nun muß der Vielseitige ein doppeltes Spiel treiben: gegen die bösen Zungen und gegen die tauben Ohren. Während er sich als Geschäftsmann auch weiterhin nicht in die Karten gucken läßt, deckt er am Klavier jede Note auf. Dort wirft sein mustergültiges Gasperspiel auch reichlich Gewinn ab – zumindest fürs Publikum.

## SCHAUSPIELER

### Auf Nadelstreife

**Krach um „Tatort“-Kommissar Heinz Drache.**

Im grauen Herbst des Jahres 1985 war er erstmals vor die „Tatort“-Gemeinde getreten, auch grau und herblich, dazu vornehm-steif und mit siebeckmesserhaftem Hang zur Gourmandise: „Tatort“-Kommissar H. G. Bülow, Senioren auch bekannt als Heinz Drache.

Er sollte den Anti-Schimanski spielen, durch den feinen Pinkel als Kontrast zum Ruhr-Proleten. Den hatte er, unvergeß-



„Tatort“-Kommissar Drache  
„Wer ist Herr Lichtenfeld“

lich, schon in den Wallace-Kinostücken der 60er Jahre hingestakt; und wenn der 60er Jahre gedacht wird, warum nicht auch den Drache wieder steigen lassen?

Im grauen Herbst 1985 gab es am Sender Freies Berlin, dem Bülow-Betreuer, noch einen Intendanten, der Lothar Loewe hieß. Auf sein spezielles Geheiß war Drache zum TV-Kommissar befördert und der Vorgänger geschäft worden; über die Bestallung wird heute noch gerätselt:

Hatte Drache sich, als Ehrenmitglied einer französischen Feinschmecker-Broderschaft, zum Dienst am Kriminellen qualifiziert? Oder war es die noch höhere Auszeichnung, daß Axel Springer seiner Silberhochzeit im August 1983 beiwohnte?

Fragen, die an letzte Dinge rühren – Drache, jedenfalls, ging dreimal im SFB-

„Tatort“ auf Nadelstreife (vierte Folge abgedreht). Linke Lästerner, wie die „taz“, hielten ihn für die „schauspielern-de Ausgabe Lothar Loewes, ein absolut ausdrucksloses Nichts“; Springers „Welt“ lag ihm zu Füßen: „Sanft aufgesetzte Souveränität eines versierten Theatermenschen.“

Noch zweimal hätte es so weitergehen können, denn sechs Drache-„Tatorte“ waren abgesprochen. Doch mittlerweile hatte es im Berliner Schicksalsgefüge Verschiebungen gegeben; der eine Gönner war gestorben, und Lothar Loewe ließ im Mai 1986 ab vom SFB. Draches antiker Darstellungsform eines modernen TV-Bullen mangelte es zunehmend an Aufwind im Berliner Sender.

So empfand es dieser und jener TV-Mann als eine jener glücklichen Fügungen, daß Drache plötzlich Bewegung zeigte. Denn mit ziemlicher Empörung wies er zurück, was ihm der SFB als fünftes „Tatort“-Drehbuch zugemutet hatte. Das sei „kein Krimi, sondern bestenfalls eine Kriminalkomödie“, beklagte er sich beim Kölner „Express“, drohte mit Ausstieg und trat das Lawinchen der vergangenen Woche los:

„Was kann ich dazu“, sagte er nämlich, „wenn der SFB keine ordentlichen Tatort-Drehbuchschreiber hat.“ Und das war dem Mann zuviel, der, neben der „Schwarzwaldklinik“, schon zwei Dutzend erfolgreiche „Tatort“-Krimis geschrieben hat: „Wenn Herr Drache meine Kompetenz als Krimiautor in Zweifel zieht“, replizierte Herbert Lichtenfeld, dann ziehe er gerne Herrn Draches Kompetenz als „Beurteiler von Drehbüchern in Zweifel“.

Das war aber nur der Auftakt einer bislang nicht vorgekommenen Fehde zwischen einem Autor und einem Schauspieler. „Ich habe acht Jahre im Gründgens-Ensemble gespielt“, vertraute Drache der „Bild“-Zeitung an, „und wer ist Herr Lichtenfeld?“ Herr Lichtenfeld wiederum kannte „ein paar Dutzend Schauspieler, die ich höher schätze als Herrn Drache“, und fügte ein paar kritische Anmerkungen bei.

Das sei „ehrabscneiderische Schmähkritik“, ließ nun Drache durch seinen Rechtsanwalt den Autor Lichtenfeld wissen und winkte mit „Unterlassungsklage und/oder Klage auf Schadenersatz wegen Persönlichkeitsrechtsverletzung“. Außergerichtliche Einigung möglich, falls Lichtenfeld bis zum 25. Mai 1987 büßend zu Kreuze kröche.

Letzten Freitag bat der nicht um Gnade, bloß um Aufschub, und gelobte, sich kündigt zu machen, „ob es ein Recht auf freie Meinungsäußerung für Schauspieler, nicht aber für Autoren gibt“.